

(Nachdruck verboten.)

151

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Kjel hatte dann, wo es angebracht war, seine kleine Konferenz unter vier Augen mit dem Hausherrn. „Beste Gelegenheit jetzt, Geld zu bekommen, falls Sie was gebrauchen“ er zwinkerte gemütlich mit den Augen — „bei meinem guten Freund, dem Bankdirektor, übrigens ein Verwandter meiner Frau. Er hat mich gebeten, ihm meine Ansicht über die Verhältnisse hier oben zu sagen — über die Zahlungsfähigkeit, natürlich. Und ein kleines Wort von mir, nun . . . Ja, am liebsten wäre es ihm, wenn ich selber unterschreiben wollte, sagte er; aber ich danke, danke bestens — ich wußte, wo er hinaus wollte — ein alter Fuchs, wissen Sie . . . Ja, freilich, wenn ich nur unterschreiben wollte, ja . . . Aber, wie gesagt, unter uns, eine kleine Empfehlung von mir kann jetzt nicht schaden. Selbstverständlich empfehle ich nichts weiter, als was Gold ist, und es ist wirklich nicht alles Gold, was glänzt, wie? Nun ja, es war nur ein kleiner freundschaftlicher Wink, für den Fall, daß — wenn Sie möglicherweise — so wissen Sie ja, an wen Sie sich zu wenden haben.“

Mit einer gewissen selbstbewußten, mystischen Geschäftsmiene gab man sich dann wieder gemütlich der privaten Traulichkeit des Zimmers hin, in der Thekla ein wenig abkühlend wirkte, nicht weniger durch ihre Toilette, die sie als wohlhabende Frau kennzeichnete und die langen, eleganten Handschuhe, als auch durch gewisse überlegene Neußerungen über höhere Interessen. Aber Thekla hatte nun einmal ganz und gar nicht die Absicht, sich vor den Frauen zu beugen. Sie war fest entschlossen, den Kampf durchzuführen.

„Nun sind die frommen Herren Eltern natürlich der Ansicht, daß ich die ganze Zeit hindurch nichts weiter gethan habe, als herum zu kariolen, wie?“ wandte sich Kjel bei einem seiner Besuche so ganz im Vertrauen an den Vater und an die Mutter. „Ei bewahre, ich habe eine Gesellschaft gebildet, die den ganzen Schwarzwald kaufen soll — elftausend Morgen Land.“

„Du wirst wohl wieder lange, Mutter! Nein, ich bin nicht mit dabei interessiert, das heißt, wenn ich keine Lust habe; ich verschaffe den Käufern hier in der Umgegend Geld, bereite die Möglichkeit vor . . .“

„Nein, ich bin nicht mit dabei. Nur eins habe ich mir ausbedungen, nur die ganze Kleinigkeit, daß alles Holz auf meinem Sägewerk geschnitten werden soll — so an die fünfzehnhundert Zwölfter im Laufe dieses und des nächsten Jahres.“

„Aber das hört sich ja ganz gut, ganz vernünftig an, Paarzig,“ rief Bente, indem sich ihre Augen plötzlich mit Thränen füllten.

„Nein, hör' einmal Mutter, Du — hebt sie nicht gar den Blick gen Himmel, weil sie entdeckt, daß ihr Sohn nicht auf den Kopf gefallen ist?“

„Und kein Nisiko, Kjel?“ forschte Bente nochmals.

„Nicht das geringste, Mutter — nur daß ich auf die doppelte Einnahme rechnen kann, sobald wir die Eisenbahn fertig haben.“

Bente weinte.

„Ich hatte es so nötig, einmal etwas Gutes zu hören, mein lieber Junge,“ schluchzte sie. Sie sah sich und verließ das Zimmer.

„Mutter ist so nervös geworden, will ich Dir nur sagen, Kjel,“ begann der Doktor. „Wir müssen sie ein wenig schonen. Dieser famose Endre bringt sie noch um. Ich mag nicht danach fragen, wie viel von den zweitausend Kronen sie noch hat; es würde sie kränken. Wenn Du es so ganz fein aus ihr herausbringen kannst, so sag' es mir; mir heute nicht, sie kann heute nicht mehr ertragen.“

„Ach was, dann kann ich ja ein wenig zuschießen. Dabei ist doch nicht der Hals ab, einem allein stehenden Menschen etwas Monatsgeld zu geben, bis wir etwas sehen, was nach einem Resultat aussieht. Vater. Er ist natürlich verriekt.“

Aber darum kann seine eigne Familie ihn doch nicht gleich fürs Zrennhaus reis erklären, ehe man ihm Gelegenheit gegeben hat, sich einmal zu versuchen . . . Zum Kuckuck auch, es ist ein Jammer um Mutter. Und sie hat einen kolossalen Blick, wenn es darauf ankommt. Nur allein dies mit dem Waldkau! — sie sah die Sache sofort auf, im Handumdrehen!“

„Nun, da kannst Du sehen, Bente,“ wandte sich der Doktor später an seine Frau, „hatte ich nicht recht, als ich sagte, daß Kjel wieder zur Vernunft kommen würde, wenn er erst verheiratet wäre? Jetzt droht die Säge, so daß die Knorren nur so fliegen. Es ist förmlich ermunternd, Du, dazuzutreten und den Lichtschimmer da unten zu beobachten, ehe man sich des Abends zur Ruhe legt . . .“

„Ja, es scheint wirklich, als ob es jetzt geht,“ räumte Bente sinnend ein.

Kjels Witterwochen waren unter allerlei Besuchen und Visiten in der ganzen Umgegend verstrichen, bis der Schlitten in dem schmelzenden Schnee des Frühlings an der einen Kufe zu schurren begann.

Die Arbeit an den Eisenbahnanlagen jenseits des Efs war schon in Angriff genommen, und nun pfiff und gellte es zu allen Zeiten und Unzeiten. Scharfe, kurze Töne, lange, anhaltende Signale, als wenn stets irgend etwas Besonderes im Anzuge sei, unterbrachen die gewohnte ländliche Stille und schreckten die Leute des Nachts in nervöser Angst aus ihrem Schläfe auf.

Schultheiß konnte dies Gepfeife nicht ertragen. Er hielt mitten im Ueberhören der Aufgaben inne, zog das eine Bein in die Höhe und schauderte bis ins innerste Mark zusammen bei diesen schrillen Tönen.

Ach, wie er dies Geheul aus Herzensgrunde haßte! Er biß die Zähne auf einander und bohrte die Nägel in die Handflächen hinein.

Winka war plötzlich prompter denn je in Bezug auf ihre Morgenspaziergänge geworden, die ihr der Vater verordnet hatte. Schultheiß hörte sie unten, wenn sie früh am Morgen die eleganten Halbgaloschen anzog, die Kjel ihr geschenkt hatte, und auf die Diele hinaus ging. In dem schneidigen Mantel und mit dem wehenden Schleier auf dem Hut, der sie gegen den Sonnenbrand schützte und sie vor Sommerfriesen bewahren sollte, verschwand sie abwechselnd nach verschiedenen Richtungen hin, nordwärts auf das Gehöft des Schulzen zu, auf den Waldwegen, die zu den Häuslerwohnungen führten, oder hinab nach dem Sägewerk.

Kurz darauf stieg Schultheiß mit vorsichtig spürender Jägermiene und eiligen Schritten die Treppe der Hausthür hinab.

Er ging in Diagonalen, in schräger Richtung an der Bachseite entlang, schlug den Fußpfad hinter dem Zaun ein oder schob quer über das Doktormoor dahin und rund um den Hügel hinter der Laubenanhöhe herum. Es galt, unbemerkt an einen Punkt zu gelangen, wo er die Stellung beherrschte, von der aus er Winka beobachten konnte. Denn welche Richtung sie auch einschlagen mochte, sie endete ohne Ausnahme stets auf der Landstraße in der Gegend der Eisenbahnbrücke.

Dorthin war sie in der vorigen Woche jeden Morgen gegangen, und war immer so darauf erpicht gewesen, Verthea mitzubekommen. Erst seit drei Tagen, als Herr Barbergs Person am Ende der Brücke erschienen war und er ihnen so galant auf dem Rückwege das Geleite gegeben, hatte sie es für ihre Gesundheit zuträglich gefunden, so früh aufzutehen, daß die Schwester sich nichts daraus machte, sie zu begleiten.

Und wirklich, sein scharfer Blick ließ sich niemals täuschen, Herr Barberg kam auch heute aus irgend einer Richtung über oder unter der Brücke auf sie zu und schloß sich ihr an.

Ja, genau so weit, daß sie von den Fenstern daheim in des Doktors Haus nicht gesehen werden konnten — bis dahin und nicht weiter. Sonderbar, genau bis dahin, er sollte freilich wohl die Linie berechnen können . . .

Und dort blieben sie stehen — weshalb nicht die zwanzig, dreißig Schritte weiter, ganz bis an die Gartenpforte? Und dort würden sie, wie es schien, stehen geblieben sein, wenn nicht Fräulein Winka — und das war ein Glück in Bezug auf den Anstand — so bestimmt um acht Uhr hätte zu Hause sein müssen, um den Thee zum Frühstück zu bereiten.

Europas größter fluss.

Endlich nahmen sie Abschied! Und in langen Schritten legte er die Diagonale dem Hause zu zurück, um ihr dort wie zufällig auf der Diele oder auf der Treppe zu begegnen und in zitternder Angst aus ihren geheimnisvoll glänzenden Augen und ihrer erregten Miene zu erraten, zu lesen, ob er die Diagonale, die direkt zu dem Elf führte, hinabstürzen mußte. Er sah sie so deutlich wie einen Tintenstrich über den Schnee direkt bis an die weißlich grünen Eisstücke führen, die halb schmelzend, eine schwarze Finsternis unter sich, in den Strom gegen einander anprallen.

Später grübelte er dann oben auf seinem Zimmer, sich die Hände zerkratzend. War irgend etwas geschehen, war sie für ihn verloren — oder nur auf dem Wege dazu? Und er gab sich, auf und nieder schreitend, rasenden, brüllenden Phantasien hin. Er wollte . . . er wollte . . .

Am Nachmittag schließlich Minka auf den Saal hinauf. Sie stand an dem äußersten Fenster, von wo sie das hellgraue Kie-
dach drüben beim Durchstich überschauen konnte. Der Abteilungschef Barberg wohnte nur eine kleine halbe Meile süd-
wärts auf einem Bauerngehöft am Elf.

Sie lauschte und lauschte. Es durchzuckte sie jedesmal, wenn die Dampfpeise da drüben die Luft durchschnitt, als läge eine mystische Botschaft in diesem Pfeifen — heftige, kurze Stöße, lange, melancholisch klagende, plötzlich wild drohende, von einer Willenskraft erfüllt, die unwiderstehlich zwang. Feindselig pffiff und zischte es, giftig höhrend, mit lang ausgezogenem Nachlaut.

Wenn das Geheul der Eisenbahn in den tiefen, langen, anhaltenden Ton überging, lauschte sie in bleicher Ekstase. Das war sein Wille, der eine Brücke durch die Luft baute, bis hinüber zu ihr. Sie sah, wie sie sich zu einem feinen, gesponnenen, gleichsam aus Schattens gebildeten Netzwerk gestaltete. Und sie mußte hinüber gehen, nur kraft seines Willens, auf höheren und immer höheren Bogen durch die Luft.

Der Ton freischte in wild gellender Angst auf, und dann wurde es plötzlich still.

Das war ihre Schuld. Sie war kein genügendes Medium, nicht im stande, den ganzen Willen hinzunehmen.

Tief unter ihr strömte schwindelnd der schwarze, schäumende Elf.

Und wiederum mußte sie sich weiter auf die Willensbrücke hinauswagen. Denn es pffiff abermals und gellte zwingend, übermächtig.

Sie schwebte und schwebte, bis sie plötzlich mit einem unfassbaren Entsetzen wahrte, daß sie sich nicht mehr selber gehörte, daß sie im Begriff war, in eines andern, in seinem Willen und sein Wesen überzugehen, zu verschwinden, ihre Seele zu verlieren, unrettbar, unwiderruflich.

Sie sah sein Gesicht mit dem verschleierte, rätselhaften Lächeln von gestern, das ihr sagte, wie fest er überzeugt war, daß er die Macht besäße.

Heute kam Barberg plötzlich nach Tische ins Zimmer, wo die Doktorin und Minka saßen, und fragte nach dem Doktor, der, wie er wußte, zu Hause erwartet wurde. Einer seiner Eisenbahnarbeiter hatte sich verletzt und bedürfte der ärztlichen Hilfe.

Er sah sich um, es war, als wolle er durch die Thüröffnung dringen bis ins Wohnzimmer hinein — natürlich wollte er wissen, ob Thella da sei. Schade, daß er sie nicht leiden kann, dachte Minka. Aber sie hatte auch so gar kein Verständnis für alle seine Interessen. Und ein wenig verändert war sie jetzt auch und verheiratet, so ganz in Anspruch genommen durch ihre Frauwürde.

Er wolle warten, sagte er, bis der Doktor zurückkäme, wolle nicht stören, bat Frau Vaardig, so lange hier sitzen und die Zeitungen lesen zu dürfen. Dann nahm er ein Notizbuch aus der Tasche und fing an, eifrig zu rechnen, wie es schien, in seinen Gedanken halb vertieft in die Angelegenheiten und Dinge da drüben bei der Eisenbahn.

Berthea kam und klopfterte der Mutter etwas ins Ohr, worauf diese sich erhob und hinausging.

Minka wußte, daß Berthea und Massi in dem andern Zimmer auf der Lauer lagen, und daß es eine Kriegslist von Berthea war, die Mutter hinaus zu locken. Ihr lebhafter Geist phantasierte natürlich; sie war so merkwürdig zartfühlend geworden, zwang ihr ihre Begleitung des Morgens gar nicht mehr auf.

Die Thür da drinnen öffnete sich und ein vorsichtiger Mänerschritt knirschte mehrmals über den Fußboden. War nun Schulteis auch da mit seiner unleidlichen Eiferucht!

(Fortsetzung folgt.)

Rußland besitzt in der Wolga, dem Ural, Dnjepr, der Kama, Peischora, Dwina sechs der größten Flüsse Europas. Der er-
stgenannte, die Wolga, übertrifft alle andern großen russischen
Ströme noch an Ausdehnung, ist aber im übrigen Europa nur
wenig bekannt, obwohl er reichen Stoff zu Untersuchungen bietet und
in geographischer, volkswirtschaftlicher, landwirtschaftlicher und
naturwissenschaftlicher Beziehung von hohem Interesse ist.

Der Niesenstrom durchfließt von der Quelle bis zur Mündung
3512 Werst (der Rhein nur 1243); seine Breite wechselt zwischen
700 und 2700 Meter und wird stellenweise zu einem unüberschaubaren
Meer von 200 Werst Breite, so daß der Blick, wohin er sich wenden
mag, nichts als Himmel und Wasser entdeckt. An manchen Stellen ist
die Wolga 30 Meter tief und das durch sie entwässerte Gebiet über-
trifft an Größe alles, was man in dieser Hinsicht in Europa zu
finden vermag.

Dem entsprechend ist die auf der ganzen großen Strecke vom
Ural bis zur Mündung für Dampfer fahrbare Wolga als Wasser-
verkehrsweg für Rußland von einer unberechenbaren Wichtigkeit; mit
Hilfe einiger ihrer Nebenflüsse, Seen und künstlich angelegten Kanäle
vermittelt sie einen direkten Verkehr der Schifffahrt zwischen dem
Kaspischen Meer, der Aralsee und dem Weißen Meer. Der Verkehr,
der sich auf diesem Niesenstrom bewegt, wird in jedem Jahr durch den
nordischen Winter während eines Zeitraumes von 5 Monaten ge-
fesselt. Doch auch dann, wenn der russische strenge Winter erst
seine Macht voll entwickelt und eine 2 bis 3 Fuß dicke Eisschicht die
Wolga bedeckt, sieht man lange Züge mit Waren beladener Schlitten
nicht nur von einem Ufer zum andern den Fluß durchqueren, sondern
auch Hunderte von Kilometern weit auf der ebenen Eisbahn seinen
Lauf verfolgen.

Interessant ist das ethnographische Bild, das das Wolgaland
aufweist. Die Hauptmasse der russischen Bevölkerung an der Wolga
bilden die Großrussen; sie sind derselbe Menschenschlag, den man in
den mittleren Gouvernements, und auch sonst über das ganze Reich
verbreitet findet; sie sind gekennzeichnet durch etwas derbe Züge, die
hellrote, gleichmäßig über das ganze Antlitz verbreitete Gesichtsfarbe
und das hellblonde oder goldigrote Haupt- und Barthaar, in dem
man, gleich wie in den blauen Augen, den Beweis für eine starke
Beimischung normannischen und finnischen Blutes zu sehen vermeint.
Während der Großrussen der Wolga sich hauptsächlich industrieller
oder gewerblicher Tätigkeit widmet, ist die Hauptbeschäftigung der
Kleinrussen an der Wolga Ackerbau und Viehzucht; an den großen
Salzseen der unteren Wolga trifft man sie am häufigsten als
Fuhrleute.

Den Groß- und Kleinrussen steht die große Menge der nicht-
russischen Bevölkerung gegenüber, welche der Russen mit dem Namen
Fremdvölker (Zuorodny) bezeichnet, trotzdem die meisten von ihnen
in ihren jetzigen Wohnsitzen viel früher ansässig waren, als die Russen,
und daher die Benennung folgerichtig viel eher auf die letzteren An-
wendung finden müßte. Die Fremdvölker an der Wolga gehören
ebenso wie die ganze Bevölkerung des europäischen Rußland, zum Teil
dem indogermanischen, zum Teil dem mongolischen Völkertamme
an, neben denen nur einzelne Vertreter des semitischen Stammes
vorkommen. Der mongolische ist der weitaus zahlreichere. Er teilt
sich wieder in die beiden großen Gruppen der Tataren und Finnen,
zu deren ersterer die kasanischen und astrachanischen Tataren, die
Kogaier, die Baschiren mit den Weischersjaken, Tepsjären und
Bobsken, die Kalmüken und Kirgisen gehören, während der letztere
die Nordwinen, Tscharentschen und Tschuwachen (die sog. Wolga-
Finnen), die Permjakten, Wotjakten und Samojeden (permische oder
nordische Finnen), die Bogulen (ugrische Finnen) und geringe
Bruchteile der Karelen und baltischen Finnen (Finnen im engeren
Sinne oder Tschuden) umfaßt.

Diese finnisch-mongolischen Völker führen zum Teil ein ab-
geschlossenes Leben in den Täälern und Schluchten der bewaldeten
Hferberge und beschäftigen sich mit Jagd, Ackerbau und Viehzucht.
Sie sind ein auf tiefer Kulturstufe stehender Menschenschlag von
meist kleiner Gestalt. Die Tataren zeigen dagegen die Kennzeichen
der mongolischen Abstammung und sind Mohammedaner; auf dem
Lande treiben sie Ackerbau, Gärtnerei, Pferde- und Schafzucht. Die
Tataren der Städte beschäftigen sich am liebsten mit Handels-
geschäften aller Art, vom Trödler bis zum Großkaufmann, auch findet
man in den Städten viele tatarische Kutscher, Hausknechte, Lastträger
usw. In dem südlichsten Wolga-Gouvernement, dem Astrachan-
schen, wohnen neben den Tataren die Kalmüken, die sich zum
Buddhismus bekennen und lediglich Viehzucht treiben. Ihren ganzen
Reichtum bilden ihre Herden, die aus Pferden, Kamelen und Schafen
bestehen; mit der Zucht des Rindviehs befassen sie sich fast gar nicht.
Unter den Kamelen sowohl die einhödrigen Dromedare, wie die zwei-
hödrigen Trampeltiere vor. Die von den Kalmüken gezüchteten Schafe
sind die sogenannten Fettschwanzschafe, bei denen der Horstzug, die
Fetttucherung an Stelle des Schwanzes, oft das Gewicht von
20 Pfund erreicht.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die landschaftlichen
Reize der Wolga zu schildern. Mehr Interesse bietet für uns die
volkswirtschaftliche Bedeutung des Stromes; und diese zeigt sich wieder
in dem enormen Fischreichtum. Ueber das ganze russische Reich sind
die Wolgafische verbreitet. Der große Fischfang nimmt seinen An-
fang unterhalb von Sibirsk und wächst um so stärker, je mehr man

fließt der Mündung des Flusses in das Kaspische Meer nähert. Besonders die Hauptarme des Wolgadeltas sind das Gebiet der großen Fische. Die häufigsten Fische sind Brachsen, Barben, Welse, Störche usw. Stellenweise kommen in der Wolga die Neunaugen in ungeheurer Menge vor, so z. B. bei Jarizyn, wo aus den Fischen, welche der Rationalruß als Speisefisch verschmäht, Thran gewonnen wird, der einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Der kaspische Hering, dessen Massenfang nach Millionen berechnet wird, ist ein wichtiger Vertreter der asdrachischen Fischwaren. Die wertvollsten Fische sind jedoch die Störche, welche den Kaviar und die Hausenblase, als Beigabe zu ihrem äußerst wohlschmeckenden Fleisch liefern.

Aber der große Strom, der Riesenstrom, der in übermächtiger Entfaltung seiner Wassermasse nirgends eine Grenze finden zu können glaubt, endet kläglich. Mit der gewaltigen Entfaltung in die Breite oberhalb Astrachans hat die Wolga ihre Kraft erschöpft. Sie ist nun eine Greisin, der es schwer fällt, Lasten zu tragen, und wer bloß nach den endlosen Schwierigkeiten, mit denen die Schifffahrt im Wolgadelta zu kämpfen hat, urteilen würde, ohne die gewaltigen Wassermassen zu sehen, welche ihn dort umgeben, der würde gewiß in der Wolga nicht den gewaltigen Riesenstrom vermuten. Astrachan ist von der Mündung noch ziemlich weit entfernt. Je weiter die Wolga fließt, desto mehr verlandet sie, und es besteht — andre Flüsse des Kaspisees sind dafür ein Beweis — die Gefahr, daß dereinst auch die Wolga, trotz ihrer Riesengröße und ihrer gewaltigen Wassermenge, ein Opfer der Austrocknung des Kaspisees werde. Die vielen Spaltungen, welche das weite Delta bilden, beschleunigen die Verlandung. Je weiter die Wolga sich von Astrachan entfernt, desto mehr spaltet sie sich; ihre Delta-Arme erreichen schließlich, wenn auch nicht die von alten Reisenden erwähnte Zahl siebenzig, so doch fünfzig.

Wie große Umwälzungen sich im Laufe der Zeit auch hier vollzogen haben, zeigt ein Blick in die Berichte der Reisenden, welche in den letzten Jahrhunderten das Wolgadelta besucht haben. Jefferson benutzte zur Einfahrt in den Kaspisee noch die östlichste Mündung, das sogenannte Uwarinskoje Utje, das schon im Anfange des 18. Jahrhunderts nicht mehr benutzt wurde, da damals das Jarlowkoje Utje als das bequemste und sicherste Fahrwasser galt. Anfangs des vorigen Jahrhunderts bildete die alte Wolga die beste Fahrstraße, aber nach wenigen Jahrzehnten war auch sie so verlandet, daß sie an manchen Stellen kaum vier Fuß tief war, während nun wieder der Nachtemir, der westlichste Arm, das beste Fahrwasser hatte. Heute sind die Zeiten unwiederbringlich dahin, wo große Seesdampfer bis Astrachan hinauffahren konnten. Die auf der Wolga verkehrenden Dampfer und Barken finden jetzt in Astrachan die Grenze ihres Vordringens nach Süden, und die Frachten werden dort auf kleine, stichgehende Fahrzeuge überladen, die allein noch im Stande sind, über die seichten Stellen des Deltas hinwegzukommen und den Landungsplatz am See zu erreichen. Überall bereitet der Reibhand der Schifffahrt ungeheuren Widerstand.

Das Innere des Deltas ist mit einer Unmasse von Inseln ausgefüllt, von denen viele mit Wiesen bedeckt sind. Ihre Form sowie ihre Zahl ändert sich ständig, da der angeschwemmte Sand und Schlamm bald hier eine neue Insel bildet oder eine bereits bestehende vergrößert, bald dort das Hochwasser eine alte Insel hinwegwühlt. Noch tief unten im Delta, auf den äußersten Inseln, trifft man Bogati und auch größere Niederlassungen, ärmliche, niedrige Hütten, welche, da hier Holz selten ist, aus Flechtwerk errichtet und mit Schilf gedeckt sind. Sie dienen nicht bloß im Sommer den mit dem Fischfang beschäftigten Arbeitern zum Aufenthalt, sondern bergen auch eine ständige Bevölkerung, welche in dieser traurigen Oede auch den Winter verbringt. Semirubelwoje (Sieben-Rubel-Dorf) heißt das eine, weil dort ein Mensch wegen sieben Rubel erschlagen wurde — ein die Gegend kennzeichnender Name. —

J. Wiese.

Kleines feuilleton.

— m. „Kunststeinkunst“ oder „wahre“ Kunst? Die Geldforderung für die Beteiligung des Deutschen Reiches an der Weltausstellung in St. Louis entfesselte gestern in der Budgetkommission des Reichstages eine Kunstdebatte, deren Fortsetzung wir demnächst im Plenum zu erwarten haben. Seit Wochen kann man in den Zeitungen lesen, daß von Berlin aus der Kampf gegen die böse „Kunststeinkunst“ mit verstärktem Eifer geführt wird, und zwar nicht nur durch die Thät, die wir vor dem Brandenburger Thor über uns ergehen lassen müssen, sondern auch auf andre Weise: der preussische Kultusminister hat — vergeblich — versucht, die Gründung des deutschen Künstlerbundes in Weimar zu hintertreiben, der königl. preussische Kunstbeamte in Königsberg, Ludwig Dettmann, hat eine strenge Verwarnung wegen secessionistischen Malens erhalten, und der Graf Kalckreuth ist vom Kammerdiener des Reichskanzlers darüber belehrt worden, daß Excellenz wichtigere Dinge zu thun habe, als sich um die Angelegenheiten von Kunst-„Revolutionären“ zu kümmern, oder auf gut deutsch: daß er viel zu schlau ist, um heißes Eisen anzufassen und durch den Verkehr mit Secessionisten seine Stellung zu gefährden. Da ferner bekannt wurde, daß der Vorstand des neuen Künstlerbundes, dem die namhaftesten Vertreter der Moderne angehören, die Mitglieder aufgefordert hat, einer

Einladung zur Ausstellung in St. Louis nicht zu folgen, so ist für das Parlament die Veranlassung gegeben, sich mit der Sache zu befassen.

Es war das Verdienst des Abg. Singer, nicht nur die Frage in der Budgetkommission anzuregen, sondern auch gleich richtig zu stellen, indem er darauf hinwies, daß ein Teil der deutschen Künstlererschaft auf die Beteiligung verzichte, weil sie einer gerechten Behandlung nach dem bekannten abfälligen Urteil aus hohem Munde über die Secession nicht sicher sein zu können glaube. Diese Bedenken würden auch nicht dadurch zerstreut, daß man neuerdings einige Gemälde neuerer Richtung aus Staatsmuseen nach St. Louis senden will. Der Hauptzweck der Ausstellung sei anerkanntermaßen die Deckung des amerikanischen Marktes für die deutsche bildende Kunst; dieser Zweck werde aber mit unverkäuflichen Museumsbildern nicht erreicht und es sei bedauerlich, daß es dem Kommissar für die Weltausstellung nicht gelungen sei, Einflüsse von außen abzuweisen und die Differenzen zwischen den Künstlern auszugleichen. Graf Posadowsky und sein Kommissar Geh. Rat Dr. Lewald versuchten nun in langen, aber keineswegs klaren Ausführungen nachzuweisen, daß die Reichsregierung von Anfang an den Wunsch gehegt habe, die Fehler früherer Ausstellungen zu vermeiden und auch den Secessionisten gerecht zu werden; es sei der Regierung aber nichts andres übrig geblieben, als sich an die alte deutsche Kunstgenossenschaft (die völlig unter dem Einfluß Anton v. Werners steht; Red.) zu wenden und der die Auswahl der Ausstellungsobjekte in der Hauptsache zu übertragen.

Nun soll nicht bestritten werden, daß die Reichsregierung anfangs die Absicht hatte, volle Unparteilichkeit walten zu lassen; das erkannten auch die Redner Dr. Südekum und Graf Oriola an, aber an einem bestimmten Zeitpunkt hat diese Absicht Schiffbruch gelitten! Graf Oriola, der sich im wesentlichen als einen Gegner der Secession bezeichnete, wies darauf hin, daß im Jahre 1902 dem deutschen Konsul in Chicago die Veranstaltung einer modernen deutschen Ausstellung unmöglich gemacht wurde, weil — „die Secession nicht geduldet werden sollte“; ähnlich sei es auch hier gewesen und man müsse bedauern, daß gerade den Künstlern, die die meiste Aussicht auf Erfolge in St. Louis gehabt hätten, die Beteiligung unmöglich gemacht worden sei. Auch Der Abg. Liebermann v. Sonnenberg trat der Regierung entgegen und unterzog ihr Verhalten seiner Kritik. Geh. Rat Lewald suchte sich im wesentlichen hinter Formalien zu verstecken: es sei nicht leicht, mit den Künstlern zu verkehren, sie hätten bald so, bald anders entschieden und auf einem Delegiertentage zu Dresden hätten sogar die Secessionisten der alten deutschen Kunstgenossenschaft mehr Vertrauen bezeugt als der von der Regierung geplanten paritätischen Kommission, die in Hamburg über Annahme oder Ablehnung der Kunstwerke für St. Louis entscheiden solle. Wahre — nur beweist das, wie uns dünken will, nichts für die Regierung. Und aus dem Umstande, daß der sächsische Ministerialrat Dr. Woldemar v. Seibitz mit an der Gründung des deutschen Künstlerbundes gewirkt hat, obgleich er nahe Beziehungen zu deutschen Kunstgenossenschaften schon von Amts wegen pflegte, läßt sich eher das Gegenteil als richtig erkennen. Herr Geheimrat Lewald meinte auch, die Kunstgenossenschaft sei immer offiziell vom Reiche unterstützt worden, deshalb sei es recht gewesen, der Kunstgenossenschaft auch in diesem Falle die Sache wieder zu übertragen; andre werden daraus gerade andre Schlüsse ziehen!

Aber alle diese Organisationsfragen sind erstlich von minderer Bedeutung. In seinem Schlusswort als Korreferent wies der Abgeordnete Singer nochmals darauf hin, daß ihm der ganze Wirrwarr aus der Bekämpfung der „Ninnsteinkunst“ durch eine unverantwortliche Stelle entstanden zu sein scheine; es sei ja selbstverständlich, daß sich die abhängigen Beamten den so energisch ausgesprochenen Auffassungen anzuweihen suchten, ob aber damit der Kunst im allgemeinen und der Ausstellung deutscher Kunst in St. Louis gebient sei, das sei eine andre Frage. Jedenfalls werde sich Gelegenheit bieten, die ganze Angelegenheit noch aufs gründlichste im Plenum des Reichstages zu behandeln.

Man darf als sicher annehmen, daß bei diesem Anlaß auch andre Fragen der preussischen „Kunstpolitik“ behandelt werden! —

Medizinisches.

ss. Der Jugendwahnsinn. Durch die Forschungen von Stahlbaum und Kräpelin ist der Verlauf von Wahnsinnsanfällen bekannt, die sich nicht selten im Alter der beginnenden Mannbarkeit, aber bei beiden Geschlechtern, einstellen. Zwei scharfliche Nerven haben jetzt eine Reihe von Beobachtungen über diese Erkrankungen mit besonderer Rücksicht auf die etwaige Mitwirkung von Bakterien ausgeführt und eingehend erörtert. 12 Fälle von Krankheit wurden auf ihre äußeren Merkmale, auf die Blutzusammensetzung und die Gegenwart von Bakterien im Blut oder in den Geweben erforscht. Die Krankheit zerfällt in zwei Stadien. Das erstere wird als das acute bezeichnet. Dabei zeigen sich stets Störungen der Verdauung, die fast regelmäßiges Erbrechen nach einer Mahlzeit zur Folge haben. Die Herzthätigkeit ist beschleunigt und unregelmäßig. Nach längstens vier Wochen tritt das zweite Stadium ein, das mit dem Namen des katatonischen belegt wird. Die Katatonie ist eine der sonderbarsten Erscheinungen innerhalb der vielen Geisteskrankheiten und ist wohl mit der Bezeichnung „Spannungsirresein“ verdeutschet worden. Sie zeigt eine Abwechslung zwischen völliger Starre und krampfartigen Erregungen der Muskeln. Der Zustand der Regungslosigkeit, auch Kataleptie oder Starrsucht genannt, ruft einen unheimlichen Eindruck

herber, da der Kranke wie eine Statue zuweilen monatelang unbeweglich in einer einmal eingenommenen Stellung der Glieder verharrt. Der Eintritt des katatonischen Stadiums wird häufig durch einen Fieberanfall angezeigt. Die Störungen der Verdauung und des Säftekreislaufs bleiben bestehen, und die Gliedmaßen werden kalt, verfärben sich und schwellen an. Die Temperatur ist immer unter der normalen. Auffallend ist, daß die Kranken in diesem Zustand für eine tuberkulöse Ansteckung besonders empfänglich sind. Der Geist scheint gleichfalls erstarrt, weist aber auch gelegentlich lebhaftere Erregungen auf, namentlich Verfolgungswahn. Die Krüpfung des Blutes hat erwiesen, daß unmittelbar nach dem Einsetzen der Starre der Gehalt an weißen Blutkörperchen herabgeht, dann aber rasch bis auf ein Uebermaß steigt. In acht Fällen wurde das Blut auf Bakterien untersucht und dreimal ein eigentümlicher Streptokokkus gefunden, der insofern als Erreger der Krankheit verdächtig wurde, als er das Blut der von der Krankheit Befallenen zum Gerinnen brachte. Die Beobachtungen an Kaninchen, die mit diesem Keim geimpft wurden, verstärken die Vermutung. Die Versuchstiere gerieten in einen Zustand von Uebelbefinden, unregelmäßiger Temperatur, gesteigerten Hautreizen und sonstiger Abstumpfung der Sinnesfähigkeit. Leider haben auch die neuen Forschungen die Behandlung des Jugendwahnsinns im katatonischen Stadium als recht unbefriedigend befunden. Es läßt sich nicht viel mehr thun, als die Kranken im Bett zu halten, auf flüssige Ernährung zu sehen und die Verdauung durch Einführung von Salzlösungen zu unterstützen. Es wurden Versuche gemacht, durch Zucht eines Bacillus Heiferum aus einer damit geimpften Ziege zu gewinnen, aber das Verfahren hat sich bisher nicht bewährt. Obgleich also diese Form des Jugendwahnsinns durch eine akute Vergiftung zu entstehen scheint, die von bestimmten Veränderungen des Blutes gefolgt und durch einen Zustand geistiger Verwirrung begleitet wird, so nimmt die Krankheit doch in der Regel ihren Verlauf, ohne sich durch die bisher versuchten Arten der Behandlung beeinflussen zu lassen. —

Aus der Pflanzenwelt.

tt. Moorbeet-Pflanzen. Auch im Gartenstil wechselt die Mode immer nach einiger Zeit. Nachdem Or etwa acht Jahren die Teppichbeete zu schwinden begannen, bürgerte sich, wohl unter dem Einflusse des Realismus in allen Künsten, die Verwendung der Staudenblumen ein, die im Gegensatz zu den streng im Schnitt gehaltenen, regelmäßig arrangierten Teppichbeet-Pflanzen ihrer Natur gemäß wachsen und blühen können und auch freier angeordnet werden. Etwa zu der gleichen Zeit, als die Stauden in Mode kamen, begannen sich auch die sogenannten Moorbeet-Pflanzen mehr zu verbreiten. Darunter versteht man solche Gewächse, die zu ihrem Gedeihen Moorerde beanspruchen. Die vornehmsten derselben sind die Rhododendren und Azaleen. Zwar sind auch früher schon die Rhododendren hier und da angepflanzt worden, ihre schönen Blüten und immergrünen Blätter haben schon längst die Aufmerksamkeit der Landschaftsgärtner auf sich gelenkt, allein die schwierige Kultur und die Frostempfindlichkeit dieser Gewächse schreckte viele von der Anpflanzung ab. Nun ist es aber seit einigen Jahren gelungen, durch mühevolle, planmäßige Kultur und Kreuzung verschiedener Arten, Rhododendren zu züchten, die mit schönster Farbenpracht der Blüten zugleich große Widerstandsfähigkeit verbinden. Die Einführung neuer Rhododendren tam diesen Bemühungen entgegen. Die Gebirge fremder Erdteile wurden durchstöbert, um neue Arten aufzufinden. Denn die Rhododendren — nach den auf den Alpen heimischen Arten auch Alpenrosen genannt — wachsen meist auf hohen Gebirgen unmittelbar an der Schneegrenze. Sie wachsen vornehmlich auf Moorerde, und solche muß denn auch bei ihrer Kultur verwendet werden. Es wird also ein Moorbeet hergestellt. Der Boden wird auf etwa 60 bis 80 Centimeter tief ausgehoben und durch schwarze, moorige oder torfige Erde ersetzt oder wenigstens zum großen Teil mit ihr vermischt. In diese Erde werden im Frühjahr die Sträucher gepflanzt und immer gut feucht gehalten. Im Winter leiden die Rhododendren weniger vom Frost als von den scharfen, ausdörenden Ostwinden und der hellen Sonne des Februar und März. Man pflanzt sie deshalb am besten etwas schattig. Gegenwärtig sind in der Kultur durch Hybridenbildung sehr viele Sorten in den schönsten Farben mit sehr großen, prachtvollen Blüten entstanden. Neben den Rhododendren werden am meisten die Azaleen verwendet, namentlich Azalea mollis, die aus China stammt und ursprünglich gelb blüht, jetzt aber in vielen Farben vorhanden ist. Auch die pontische Azalee hat durch gärtnerische Hand eine große Farbenpracht in ihren Blüten erhalten. Man zählt schon an 300 Varietäten, die in allen Farbenschattierungen von Weiß bis Dunkelrot und von Gelb bis Orange blühen. Es giebt neneidings auch Kreuzungen zwischen beiden erwähnten Arten, und Sorten mit gefüllt blühenden Blüten, ein Zeichen dafür, daß die Moorbeet-Pflanzen beliebt geworden sind. Die Blüten sind allerdings sehr groß und effektiv, und sie erscheinen im zeitigen Frühjahr zu einer Zeit, wo die eigentliche Blütenpracht des Jahres noch nicht begonnen hat. Dazu kommen die immergrünen Blätter, die übrigens sehr vielen Moorbeet-Pflanzen eigentümlich sind. Sie sind auch der Hauptgrund der Gautheria und der Begonia. Sehr schöne Moorbeet-Pflanzen sind auch die Calmien und die Cletren, die sehr zierende Blütenstände von weißen Blümenblättern besitzen. Alle diese Moorpflanzen

stammen aus Nordamerika, das überaus reich an solchen Gewächsen ist. Obwohl alle ein apartes, schönes Aussehen haben, so werden sie sich doch ihrer immerhin schwierigen Kultur und ihrer schlechten Ueberwinterung wegen nicht so allgemein verbreiten, wie die Azaleen und die Rhododendren, deren ganz außergewöhnliche Schönheit alle Bedenken und Schwierigkeiten besiegt. —

Technisches.

— Acethlenhaltige Sprengstoffe. Ein Verfahren zur Vertwertung der explosiven Eigenschaften des Acethlens hat sich, nach der „Technischen Rundschau“, Kaiser in Berlin patentieren lassen. Acethlen löst sich in organischen Flüssigkeiten, wie Benzol, Chloroform, Glycerin, Essigäther und besonders in Aceton leicht und in großen Mengen. So vermag 1 Liter Aceton bei 15 Grad B und dem Druck einer Atmosphäre 25 Liter Acethlen aufzunehmen; erhöht man den Druck auf 12 Atmosphären, so lösen sich in 1 Liter Aceton 300 Liter Acethlen. Diese hochprozentigen Lösungen von Acethlen sind explosiv, und in ihnen enthaltene Energie läßt sich für die Herstellung außerordentlich wirksamer Explosivstoffe verwerten, indem man bei der Herstellung von Sprenggelatinen, also bei der Gelatinierung von Nitroglycerin, Kollobiumwolle, Schießbaumwolle usw. in den zur Gelatinierung dienenden Flüssigkeiten Acethlen löst. Die Gelatinierungsfähigkeit des Acetons, Essigäthers, Alkoholäthers usw. wird, wie durch besondere darauf gerichtete Versuche festgestellt worden ist, nicht beeinträchtigt. Ebenso wenig erfährt die Stabilität der auf diese Weise hergestellten Explosivkörper eine Veränderung, wohl aber ist der Energiegehalt, also die Wirksamkeit der mit Acethlenlösungen hergestellten Sprenggelatinen, sehr viel größer als die Wirksamkeit der mit acethlenfreien Flüssigkeiten gelatinirten Substanzen. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, daß der Gehalt an Acethlen in den so hergestellten Sprenggelatinen allmählich abnehmen wird. Unter Druck hergestellte Acethlen-Sprenggelatinen lassen sich überhaupt nur in hermetisch verschlossenen Patronen verwenden. —

Humoristisches.

— Stoßseuffer. „Bei uns ist's schredlich: zuerst schreien die Kinder, und wenn meine Frau sie in den Schlaf singen will, dann schreien die Nachbarn!“ —

— Falsch verstanden. „Sie haben Ihren Nachbarn einen Affen genannt. Ich denke, Sie werden diesen Ausdruck als übertrieben zurücknehmen?“

„Stimmt, Herr Schiedsrichter! Dös is noch la Aff, — dös is ercht a Halbaff.“ —

(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Der handschriftliche Nachlaß Hoffmanns von Fallersleben ist in den Besitz der Berliner königl. Bibliothek übergegangen. Der Nachlaß enthält u. a. Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, vollständige, literatur- und zeitgeschichtliche Aufzeichnungen, Briefe, die gesamten Manuskripte der Autobiographie usw. —

— Die verbreitetste Londoner Zeitung ist „Daily Mail“, ihre Auflage beträgt etwa 900 000 Exemplare. Gleich nach ihr kommt „Daily Express“ mit einer Auflage von 600 000 Exemplaren. Beides sind Halb-Benny-Blätter. —

— Im Nachlaß des verstorbenen Wiener Volksdichters Karlweis wurde ein fertiges „Wiener“ Stück „Die Circe“ gefunden; es wird im Deutschen Volkstheater in Wien aufgeführt werden. —

— Im Dresdener Hoftheater findet am 4. Februar die Erkaufführung von Eberhard Königs Drama „König Saul“ statt. —

— Die diesjährigen rheinischen Festspiele in Düsseldorf werden einen Cylus klassischer Lustspiele zur Aufführung bringen; sie finden vom 1. bis 15. Juli unter der Leitung Max Grubes statt. —

— „Corsische Hochzeit“, eine Oper von H. Spangenberg, ist von der Direktion des königlichen Theaters in Wiesbaden zur Aufführung angenommen worden. —

— In Prag geht am 27. Januar die Oper „Ritter Olaf“ von A. Langer erstmalig in Scene. —

— Die „Monatshefte für graphisches Kunstgewerbe“ (Berlin, Anhaltstr. 16/17) schreiben drei Wettbewerbe, für Typographen, Lithographen und Photographen aus. Ausgesetzt sind je drei Geldpreise von 15 bis 100 M. Alles Nähere durch die Schriftleitung. —

— Von der Geffräigkeit des Hechtes zeugt ein in Masuren vorgelommener Fall. In dem im Kreise Reidenburg gelegenen Lahner See wurde, wie die „Kölnische Volkszeitung“ mitteilt, ein Hecht gefangen, der die Länge von 83 Centimeter hatte. Er hatte einen andern Hecht verschlungen, der nur 19 Centimeter länger als er selbst war. Der Schwanz des Opfers ragte dem Mäuler aus dem Maule hervor. —